Der Sieger.

Roman von [illegible]

(21. Fortsetzung und Schluß.)

Schon eine Stunde vorher war die offizielle Liste für das Wolffsche Telegraphenbureau herausgegeben worden und eine Stunde vorher hatte der Rechtsanwalt Borchardt unter vier Augen eine lange und ernste Unterredung mit dem Generalsekretär des Kaiserlichen Automobilklubs gehabt.

Jetzt hatten sich die glänzenden Räume dicht gefüllt. Und nun ließ die Regimentsmusik, die an diesem Abend konzertieren sollte, eine altdeutsche Fanfare erklingen.

Stille trat ein und erwartungsvoll blickte alles nach dem Ehrentisch.

Noch einmal eine Fanfare und dann schritt eine Gruppe von Klubherren auf den Tisch zu. Das Präsidium der drei verbündeten Klubs, welche die Fahrt organisiert hatten, unter ihnen der Protektor der Fahrt, der Prinz Heinrich, ebenfalls im blauen Klubkostüm.

Und dann trat der Generalsekretär des Kaiserlichen Automobilklubs vor und begann nach seiner Verbeugung gegen die Königliche Hoheit und die übrigen Anwesenden seine Rede.

Man wußte wohl, daß der Baron ein guter Redner war, und hörte ihn gern sprechen.

Er brachte zunächst den Dank des Klubs an die Teilnehmer der Konkurrenz zum Ausdruck, an jene Teilnehmer, die so beispiellose Mühen auf sich genommen hatten, um die große technische und kulturelle Idee des Kraftwagens zu fördern.

„Es liegt ja in der Natur der Dinge begründet," fuhr er fort, „daß nicht jeder der Teilnehmer einen Preis bekommen kann. So müssen sich diejenigen, die diesmal ohne eine Gabe davongehen, mit dem Gedanken trösten, daß auch sie nach besten Kräften zum Gedeihen des Automobilismus beigetragen haben. Es mag das schmerzlich sein, aber es ist nicht zu vermeiden. Und ganz besonders," fuhr der Baron mit erhobener Stimme fort, „möchte ich das dem Fahrer des Wagens Nummer vierzig zurufen. Dieser Wagen hat das beste Bergrennen und das beste Rennen in der Ebene gefahren. Er hat nach dem durchaus glaubhaften Kontrollbuch auch keinerlei Strafpunkte erlitten. Aber das Reglement, das für alle gilt, bestimmt, daß die Fahrzeuge an jedem Abend vor Schluß der Kontrolle in die offizielle Garage gebracht werden müssen. Und das ist beim Wagen Nummer vierzig leider in Klagenfurt versäumt worden. Es ist sicherlich nur aus Gründen unterlassen worden, die mit der Beschaffenheit des Wagens in keinem Zusammenhang stehen. Aber der Verstoß gegen das Reglement liegt vor und darum mußte Nummer vierzig aus der Konkurrenz ausscheiden."

Jeder der Anwesenden bemühte sich, den ihnen so wohlbekannten Führer des Wagens Nummer vierzig, den Rechtsanwalt Dr. Borchardt zu erspähen.

Aber der war nicht anwesend. Der hatte gar kein Interesse mehr für den letzten Akt des großen Rennens, sondern der saß in einem kleinen intimen Speisesaal des Hotels, in dem Stephanie mit ihrem Vater wohnte, und in ihrer Gesellschaft befand sich noch Dr. Haake.

Als ihm nach Bekanntwerden der Preisverteilung Herr von Gandern sein tiefstes Bedauern ausdrücken wollte, lachte der Rechtsanwalt:

„Aber ich bitte Sie, das hat ja gar nichts zu sagen. Die Hauptsache ist für mich, daß ich schließlich doch das Rennen gemacht habe."

Und bei diesen Worten warf Dr. Borchardt einen Blick auf Stephanie, der ihrem Vater die Situation vollkommen enthüllte, soweit sie ihm noch nicht ganz klar war.

Und dann nickte Stephanie wieder und dann stand Dr. Borchardt sehr gemessen und sehr feierlich auf und trat auf Herrn von Gandern zu und machte eine Verbeugung, die auf jedem Hofball bestehen konnte:

„Herr von Gandern, ich gestatte mir, nunmehr auch offiziell um die Hand Ihrer Tochter anzuhalten."

Herr von Gandern aber setzte das feierlichste Gesicht auf, obwohl ihm der Schalk im Nacken saß.

„Aber, mein Herr, ich weiß ja gar nicht, ob meine Tochter Sie mag."

Aber da war bereits Stephanie an der Seite Borchardts und widerlegte dadurch am allerbesten die Frage ihres Vaters.

Als dies geschehen war, erhob sich Dr. Fritz Haake und schwang sein Glas und rief:

„Die Jungverlobten hipp hipp hurra!"

Und er brachte das Hurra! derartig kräftig heraus, daß die Gläser klirrten und die Kellner erschreckt zusammenfuhren.

* * *

Das Schlußfest des Klubs war im besten Gange. Die Preisverteilung war vorüber und das opulente Diner hatte begonnen. Ein Gang nach dem anderen wurde aufgetragen. Der gute Wein belebte die Teilnehmer. Rauschende Musik erfüllte den Saal und schwieg nur, wenn in einer Pause zwischen zwei Gängen einer der offiziellen Toaste gehalten wurde.

Schon hatte man die Monarchen der drei Reiche, durch welche die Fahrt gegangen war, hochleben lassen. Man hatte auf die Klubs und auf die siegreichen Fahrer getrunken. Man hatte in einem besonderen Toaste gerade der Damen und besonders jener Dame gedacht, die das schwere Rennen mitgefahren hatte.

Die Schlußworte jenes Toastes wurden gerade gesprochen, als der Doktor Fritz Haake im Saale auftauchte. Der hörte noch die letzten Sätze und suchte sich einen Platz in nächster Nähe des Vorstandstisches. Und während er behaglich ein Glas Wein schlürfte, vernahm er mit scharfem Ohr, wie die Herren dort gerade die Gründung von Trostpreisen besprachen. Er hörte, wie der rührige Generalsekretär des Kaiserlichen Automobilklubs die Stiftung zweier Trostpreise für die einzige Dame im Rennen und für den Wagen No. 40 einem reichbegüterten Mäcen des Klubs nahelegte. Er hörte, wie der Vorschlag Beifall fand und wie der Präsident sich erhob, um diesen Beschluß den fröhlichen Festgenossen zu verkünden.

Lauter Beifall begrüßte die Ausführungen des Präsidenten. Der Dame gönnte man die besondere Auszeichnung ohne weiteres. Und da sich inzwischen durch die gütige Vermittlung des Ingenieurs Hans Zehssig herumgesprochen hatte, warum eigentlich der Wagen No. 40 um den wohlverdienten Preis gekommen war, so gönnte man auch dessen Führer die Anerkennung ohne jeden Vorbehalt.

Der Präsident hatte sich eben wieder gesetzt, als schriller Gläserklang von einer anderen Seite des Tisches her erklang. Dort hatte sich der Doktor Fritz Haake erhoben und schlug kräftig an sein Glas.

Wieder trat Stille ein und alles blickte verwundert nach der Stelle hin, denn ein offizieller Toast stand nicht mehr auf der Liste.

Aber Doktor Haake kümmerte sich wenig um offizielle und nichtoffizielle Toaste.

„Meine hochverehrten Damen und Herrn!" rief er mit hallender Stimme durch den großen Saal. „Ich komme soeben vom Wagen No. 40 und von der Führerin des Wagens No. 16..."

Jetzt wurde die Stille allgemein und man lauschte wirklich gespannt. Das mußte wohl eine Ueberraschung geben. — Fritz Haake aber fuhr unbeirrt fort:

„Ich muß Ihnen die Mitteilung machen, daß die Beteiligten der Entscheidung des Präsidiums bereits vorgegriffen haben ... —"

Das war den Zuhörern nun wieder unverständlich. Aber die Erklärung kam sofort.

„Der Führer des Wagens No. 40 hat sich nämlich selber einen Trostpreis genommen," fuhr der Doktor fort, „und zwar hat er die Führerin des Wagens 16 erwählt ... —"

Jetzt begann man, den Redner zu verstehen und hier und da wurde Händeklatschen vernehmbar. Aber der Doktor Fritz Haake verschaffte sich noch einmal durch kräftiges Klopfen an seinem Glase Ruhe.

„Und die Führerin von No. 16 betrachtete ihrerseits den Führer von No. 40 als einen recht guten Trostpreis.

Meine Damen und Herren, ich habe Ihnen die soeben vollzogene Verlobung von No. 16 und No. 40 mitzuteilen. Die Neuverlobten, sie leben hoch!!"

Bei diesen Worten erhob der Doktor sein Glas und die Musik fiel mit einem Tusch ein.

Brausende Hochrufe erfüllten den Raum. Man trank und jubelte.

Nur Herr Carl Carsten preßte sein Sektglas zusammen, daß die Scherben ihm die Hand blutig schnitten. Er hatte den Preis der Konkurrenten gewonnen, den anderen, vielleicht viel wertvolleren verloren.

Und dann begab sich nach einer halben Stunde noch etwas, was bisher in der Geschichte des Automobilismus unerhört war.

Das Präsidium der verbündeten Klubs ließ den Doktor Fritz Haake ex-officio in die Kanne steigen. Der hatte nämlich beim Präsidium angefragt, ob er diese Verlobung auch noch als unzulässige Panne in seinem Kontrollbuch vermerken müsse.

(Schluß.)

— Bewunderung. Brandhuber (der zufällig den Schiller in die Hand bekommt, lesend: „Wohltätig ist des Feuers Macht"): „Ah das war a g'scheiter Kerl!"

— Dauerhaft. Herr (im Laden zum Verkäufer): Sie haben mich getäuscht, als Sie mir diesen Badeanzug verkauften, denn Sie sagten mir, seine Farbe sei durchaus waschecht, und doch hat er sofort auf die Haut abgefärbt! Verkäufer: Sie tun mir unrecht, mein Herr! Versuchen Sie nur erst mal, die Farbe von der Haut abzukriegen, dann werden Sie sehen, wie sie hält!

Der gute Kamerad.

Skizze von [illegible].

„Es ist doch eine scharmante Frau, die Frau von Stahl", sagte Fritz Hartmann zu sich selber, als er die Gartentür des stattlichen Hauses hinter sich geschlossen hatte. „Das war doch wirklich mal wieder kein verlorener Nachmittag! Wie geistvoll sie zu plaudern versteht. Und um die Vielseitigkeit ihrer Bildung könnte sie mancher Mann beneiden."

Ein Seufzer mischte sich in seine Betrachtungen. Immer mußte er Vergleiche ziehen, das war eine seiner Hauptschwächen. Sein Weibchen daheim war wohl lieb und gut zu ihm. Aber — manchmal, und gerade jetzt wieder drängte sich ihm die Frage auf, ob er sich nicht zu früh gebunden. Nicht in erster Linie wegen der Geldsorgen, die bei der frühen Gründung eines Nestes kaum ausbleiben, wenn beide nichts haben, als den guten Willen, etwas zu erwerben. Die Zeit lag ja jetzt hinter ihm, seitdem er Redakteur am „Neuen Familienblatt" geworden. Nein, der Schuh drückte ihn anderswo. Häufig, wenn ihn sein schwärmerischer Geist mit fortriß, vergaß er ganz, daß er seine Frau damals hauptsächlich wegen ihrer lieben, guten Augen geheiratet und daß sie, die nur eine einfache Erziehung genossen, dem älteren, künstlerisch Gebildeten einfach nicht folgen konnte. Und da war es ihm oft, als fühlte er eine gewisse Leere in seiner Brust. Und gerade jetzt hätte nicht viel daran gefehlt, daß er sich gesagt hätte: „Bist ein Dummkopf gewesen, Fritz Hartmann, hättest noch etwas warten sollen!" Es war aber jetzt zu spät. Der Brausekopf war eben damals seinem Herzen gefolgt. Und er mußte sich in sein Schicksal fügen. Freilich sagte er sich, daß er seiner Frau unrecht tat. Aber was nützte das? — Etwas ärgerlich war er an der Redaktion des „Neuen Familienblattes" angekommen.

„Ich werde wohl selber wieder etwas Eigenes schreiben müssen," sagte er resigniert, als er sich daran machte, die eingegangenen Manuskripte durchzusehen. „Für unser Blatt Passendes scheint nicht darunter. Was soll ich zum Beispiel denn mit einem Artikel „Entwicklungslehre und Sprachforschung"? Interessant, sehr interessant sogar. Aber doch nichts für uns! „Etwas über das Spinnrad." Mal sehen. Am Ende geht es. Den nächsten Brief. Else Sand — kenne ich nicht. Schreibmaschinenschrift, auch das Manuskript. Nun, lesen läßt es sich wenigstens. „Der gute Kamerad." Hm. Was steht im Begleitschreiben? Sehr geehrter Herr Redakteur! Zürnen Sie mir nicht, wenn ich Sie bitte, die beifolgende Anfängerarbeit gütigst zu prüfen. Sollten Sie sie verwenden können, so möchte ich Sie herzlich bitten, mir das Honorar recht bald zu übersenden, da ich es für einen bestimmten Zweck dringend benötige. Ihre ergebene Else Sand.

„Nun, eine Anfängerarbeit und Honorar dringend? Nicht übel!" lachte er. „Doch prüfen wir einmal. Der Vorwurf ist zwar nicht neu: Eine Frau, die einen berühmten Maler zum Mann hat. — Die sich schließlich fremd und einsam neben ihm fühlt und die den Ruhm ihres Mannes beklagt, weil ihr einfaches kindliches Gemüt ihm anscheinend so wenig bedeutet. Hm, das alte Lied von der Künstlerehe. Im Schluß? Nicht ganz ungeschickt, ein wenig sentimental zwar. Der Maler tritt ins Zimmer, um seiner Frau mitzuteilen, daß er auf der Ausstellung den ersten Preis davongetragen, und findet seine Frau tot vor. Reue und Selbstanklage. Natürlich, doch unser Leserkreis liebt so etwas. Und der schlichte, fast kindliche Stil wird auch wohl gefallen. Die Arbeit nehmen wir. Und das Honorar wollen wir gleich absenden. Fräulein Else Sand, hier, hauptpostlagernd, steht auf dem Freikuvert."

Fritz Hartmann sah nach der Uhr: „Donnerwetter, es ist ja die höchste Zeit, wenn ich Werner Rinteln im Café Vienna noch treffen will." Er löschte die Lampe aus und verließ das Bureau. —

Fritz Hartmann rieb sich den Schlaf aus den Augen. „Da hätte ich doch fast meinen Geburtstag verschlafen", lachte er und sprang aus dem Bett. Seine Frau war schon lange auf, und er malte es sich im Geiste aus, wie sie ihm wieder den selbstgebackenen Geburtstagskuchen mit Lichtern geschmückt hatte, gerade so wie seine verstorbene Mutter. So, jetzt war er angezogen, und leise trat er ins Wohnzimmer. Richtig, eben hatte seine Frau die Lichter angezündet und legte gerade ein verschnürtes Paket auf den Tisch, als er sie mit einem „Guten Morgen" leicht erschreckte.

„Guten Morgen, Geburtstagskind", sagte sie und drückte ihm die Hand. Er sah ihr ins Auge.

Wieder ein gemeinsam durchgekämpftes Lebensjahr, dachte er, und du, Gute, hast der Sorgen nicht wenige gehabt.

„Hier ist mein Geschenk für Dich", sagte sie und deutete auf das Paket. Dann sah sie zur Seite. Er wickelte das Paket auf, und ein schönes Goethebildnis in Eichenrahmen wurde sichtbar.

Er hatte sich das Bild seit langem gewünscht, aber anderer Ausgaben wegen hatte er sich den Wunsch versagen müssen. Herzlich drückte er ihre Hand. „Mein Kind, du hast einen meiner Herzenswünsche erfüllt", sagte er. „Betrübt bin ich nur, daß du dir jedenfalls darum etwas versagen mußtest."

„Nein", sagte sie, „dafür habe ich es gekauft." Und aus einem Kästchen entnahm sie ein Schreiben.

„Wie?" rief er erstaunt, „Honorar vom „Neuen Familienblatt" für die Skizze „Der gute Kamerad". Ja, wie ist denn das möglich? Heißt nicht die Autorin Else Sand?"

„Ja, so habe ich mich genannt, um meinen Gemahl zu überlisten", sagte sie mit schwachem Lächeln.

Fritz Hartmann antwortete nichts. Der Inhalt der kleinen Skizze schoß ihm plötzlich durch den Kopf. Das, was er da als leidlich gute literarische Arbeit veröffentlicht hatte, war der Schmerzensschrei einer Frau, seiner Frau gewesen! Wie schloß die Geschichte doch noch? Der Maler fand sein Weib tot im Zimmer vor. — Nein, sein Weib lebte. Aber ihre Seele war vielleicht schon tot, getötet durch ihn. Und er sah in die guten blauen Augen seiner Frau, die eitel Verzeihen und Bitten ausstrahlten; Bitten nach Glück, nach Teilnahme. Verlegen schaute er weg und sein Blick haftete auf dem Goethebild. Mit einem Male war es ihm, als säße er wieder als junger Student in seinem Zimmer und er erquickte sich an den herrlichen Worten der Faustdichtung. Und wie von ungefähr kamen ihm die Worte Gretchens in den Sinn:

„Ich weiß zu gut, daß solch erfahrenen Mann
Mein arm Gespräch nicht unterhalten kann"

und Faustens menschlich schöne Antwort:

„Ein Blick von dir, ein Wort mehr unterhält,
Als alle Weisheit dieser Welt."

Und wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. In der Tat: er war kein guter Jünger des Olympiers gewesen! Aber von heute ab sollte auch bei ihm das Wort wieder Geltung haben.

Liebevoll umschlang er seine Gattin und sagte: „Jetzt halte ich dich für immer fest, mein bester Mitarbeiter, mein lieber guter Kamerad."

Und als sie unter Tränen lächelnd fragte: „Bin ich dir — denn auch schöngeistig genug?" Da sagte er herzlich: „Ja, mein Lieb! Und zwar in des Wortes edelster Bedeutung."

Die Zigeuner.

Gegen die Ausschreitungen einzelner Zigeunerhorden beginnen jetzt die europäischen Regierungen vorzugehen. Man darf aber nicht alle Zigeuner über einen Kamm scheren, denn das große Geheimnis der Kraft und Dauer der Zigeunerrasse, die seit dem 15. Jahrhundert im europäischen Orient, in Ungarn und Rumänien eingewandert ist, liegt in der Heiligkeit des Familienlebens. Unsere in Deutschland gelegentlich in einzelnen Trupps nomadisierenden, zum Teil aber auch bereits seßhaften Zigeuner bieten meist degenerierte, stark herabgekommene Typen, aber auch ihnen ist das Dasein eines Junggesellen unverständlich, auch ihnen ist, soweit sie nicht ganz heruntergekommen sind, Ehe und Familie die Grundbedingung ihrer Existenz.

Der Zigeuner heiratet sehr früh. Die Frau hat bei ihnen eine hohe Stellung. Als Mittelpunkt der Familie wird sie auch im Rat der Männer gehört und bietet zumeist Gewähr für die Heiligkeit des Familienlebens. Die Möglichkeit, die Zigeuner seßhaft zu machen und ihr Nomadentum einzuschränken, ist jetzt in sämtlichen deutschen Bundesstaaten erörtert worden und führt hoffentlich zum Ziel, so daß alle die öffentliche Ordnung und Sicherheit bedrohenden Uebergriffe ausgearteter Zigeunertrupps künftig ausgeschlossen werden.

Wo ist eigentlich die Heimat dieses ruhelosen Wandervolkes? Man sagt Aegypten, von wo sie im 15. Jahrhundert als Christen vertrieben worden sein sollen. Doch findet man an der türkischen Grenze auch zahlreiche Mohamedaner unter ihnen. Fast überall wird von den Zigeunerfrauen die Kunst des Wahrsagens als eine ihnen eigentümliche Gabe und als wichtiges Erwerbsmittel gepflegt. Ihre Kennzeichen, die sie aus der Hand lesen, stimmen oft mit den Büchern der sogenannten Chiromantie überein. Auch haben sie in der Tat wie alle noch naturnahen Rassen eine scharfe Beobachtungsgabe und einen genialen Blick für das Wesentliche im Aeußeren des befragenden Besuchers. Das Talent der Zigeuner für Musik ist unbestritten. In Ungarn hat man sie als Musiker früher an Fürstenhöfe berufen, und Franz Lißt hat bekanntlich ein umfangreiches Werk geschrieben: „Die Zigeuner und ihre Musik."

— Drastischer Vergleich. Wenn du einen Mann bekommen willst, so mußt du vor allem gut kochen lernen, denn der Mund ist das Schlüsselloch zum Herzen.

Vom Küssen.

Vom Küssen ... das ist keine Speise für Sauertöpfe und Weiberhasser. Aber ich wette, schöne Leserin: Sie spitzen bereits den kleinen Rosenmund, wie ein Mädchen im Kornfeld, schließen leicht die Augen und sinnen und träumen .... vom Küssen.

Die moderne Wissenschaft hat zwar herausgefunden, daß der Kuß [illegible] gesundheitsschädlich ist, und einige Bazillenjäger sind vor nicht gar langer Zeit mit warmer Begeisterung für einen sogenannten „Kußapparat" eingetreten, bei dem ein in antiseptische Lösung getauchtes Mulläppchen jede Gefahr der „Ansteckung" beseitigen sollte. Aber wir haben uns deshalb die Freude und den Genuß beim Küssen nicht verleiden lassen, und der Kußapparat-Fabrikant hat Pleite gemacht. Recht ist ihm geschehen ....

Es gibt Völker, die nicht küssen, z. B. die Eskimos, die Südsee-Insulaner, die Botokuden .... die Neuseeländer reiben die Nasenspitzen aneinander, andere Völkerschaften kitzeln sich die Handflächen oder klopfen die Arme, die Brust, streicheln das eigene Gesicht mit den Händen oder Füßen des anderen. Barbaren! Der Kuß ist geradezu der Gradmesser der Kultur einer Nation, er ist eine Seelen- und Gefühlssprache, deren Nuancen bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden gestimmt sind.

Lemaitre hat Recht, wenn er behauptet: „In nichts verrät sich das Wesen eines Menschen so sehr, wie in der Art seines Kusses."

Am freigebigsten mit dem Kuß ist die Italienerin, die ebenso leidenschaftlich zu lieben wie — zu hassen versteht. Reservierter verhält sich die Spanierin. Es ist nicht leicht, von einer spanischen Schönheit einen Kuß zu erobern. Wem es gelingt, der hat es nicht zu bereuen; denn in dem Kusse einer Spanierin liegt ein „gewisses Etwas", liegt — Rasse. Im Gegensatz dazu steht die Amerikanerin. Diese küßt mit Grazie, mit zierlicher Leichtigkeit, aber ohne Temperament. Noch frostiger ist der Kuß der Engländerin. Direkt entmutigend. Sehr genußvoll sind die Küsse der Französinnen, aber — sie schmecken zu sehr nach Erfahrung.

Am wahrsten und innigsten, am schlichtesten und aufrichtigsten küssen die Deutschen. „Im Kusse der Deutschen scheint mir weniger Leidenschaft als bei uns zu liegen," sagt Marcel Prevost, „aber mehr Reinheit und Keuschheit."

Der schönste Kuß ist natürlich der erste Kuß.

Im übrigen: Maß halten — das tut auch beim Küssen not. Sehr beherzigenwert ist hier ein Ausspruch Shaws:

„Man küßt und küßt auf dieser Welt so viel, daß man den Kuß um seinen Wert schon brachte."

Nicht minder beherzigenswert — für uns Männer — ist ein anderes Wahrwort:

„Der Kuß und dann — die Kralle,
So sind sie alle!"

Energielose Kinder.

Trägheit, Unordnung, Unwahrhaftigkeit eines Kindes entspringen zum Teil seinem Mangel an Willenskraft, nicht einem schlechten Charakter. Diese Energielosigkeit ist eine Krankheit; es gibt Heilmittel gegen sie. Dem trägen Kinde sollte die Mutter kurz bemessene Aufgaben stellen. Sie lasse es wenige Zeilen schreiben, wenige Wörter lernen, eine Rechenaufgabe anfertigen und lasse das Kind mit solchen kurzen Arbeiten kommen, sie zu zeigen. Die zweite und dritte so beorderte Aufgabe führen zur Bewältigung der ganzen, welche dem Kinde vorher eine Riesenarbeit zu sein schien. Die Erfahrung, daß es von seinen Aufgaben nicht erdrückt wird und die Freude an den gut vollendeten in Schule und Haus wird die Mühe der sorgenden Mutter mit der Zeit unnötig machen. Die Unordnung werde in gleicher Weise bekämpft. Ein Einordnen weniger Sachen folge dem andern.

Der Hang zur Unwahrheit hängt meist mit der Furcht vor Strafe zusammen. Sie sollte für unabsichtliche Versehen, Zerbrechen von Geschirr, Verlieren von Sachen, Zerreißen und Beschmutzen der Kleidung, nie eine körperliche sein. Zum Mitverbessern des Schadens angehalten, wird das Kind vorsichtiger werden. Lügen wird es nicht, wenn Prügel nicht drohen. Beabsichtigte „Sünden" kann der Missetäter kaum leugnen, wenn sie entdeckt werden. Auch gehört ein Kind, welches absichtlich unrecht handelt, nicht zu den energielosen Kindern.

— Der kleine Nationalökonom. Lehrer: Wenn die Ausgaben die Einnahmen überschreiten, wie nennt man das?

Peperl: Eine Sauwirtschaft, Herr Lehrer!

— Doppelsinnig. „Na, Anna, willst Du Dich denn nicht bald trauen lassen?"

Anna: „Ich möchte ja schon, aber mein Bräutigam traut sich noch nicht."

Gib-Jabot. Nicht für jedes Gesicht ist die geometrische Gleichmäßigkeit dieser neuen Art Halsbekleidung geeignet, aber ohne Zweifel ist der Stil nett und pikant. Das Jabot ist aus dünnem weißen Lawn und Tüll-Stickerei gemacht; eine Spitzenkante bildet auf drei Seiten des Quadrats den Abschluß. An der oberen Kante ist ein schmales Band aus braunem Samt, welches mit einem Trotteurkleid aus braunem Lansdowne harmoniert und ebenso mit dem Hut aus taubem Milan-Stroh, braun und orangefarbig garniert. Das braune Samtband geht um den ganzen Hals herum und hält das Jabot am richtigen Platz. Eine kleine Schleife ist hinten an dem Band über dem Schlusse angebracht.

Wenn wir schlafen.

Unser wahres Gesicht zeigt wohl nur der Schlaf. Sind die Lider erst über Augen, die so viele Gefühle und wechselnden Ausdruck vorlügen, gefallen, ist die Energie, die sonst unsere Züge beherrschte, der Macht der Müdigkeit gewichen, dann erst erscheint unser eigentliches Gesicht, so wie es die Jahre, die Leidenschaften und Erlebnisse gemacht haben. Gleich einer Maske ist es mit in der Ruhe seltsam scharf geprägten Zügen; die Erfahrungen unseres Lebens spiegeln sich darin wieder. Ein junges, nie getäuschtes Vertrauen wird auch im Schlafe offene Züge zeigen, während ein geprüfter Mensch, dessen Augen und Wesen uns Jugend und Jungsein vortäuschen können, im Schlafe alt und müde aussieht. Menschen, die gewöhnt sind, tiefes Leid vor anderer Augen zu verbergen, und die jeder glücklich preist — wie herzzerreißend ist der Ausdruck ihres Schmerzes im Schlafe. Niedere Leidenschaften lassen sich auch in wachen Gesichtern lesen, wo doch im Auge der göttliche Funke über Vieles hinwegsehen macht, wie viel mehr dann in der Ruhe des Schlafes. Die Intelligenz aber spricht bei vielen nur durch die Augen. Sind diese ewig regen Schauspieler hinterm Vorhang verschwunden, so scheint das Gesicht, das uns eben durch seinen geistvollen wechselnden Ausdruck gefesselt, langweilig und unterscheidet sich kaum von anderen, denen es wach eben noch überlegen schien.

Aber der Schlaf läßt mit seinen Träumen in den Gesichtern Augenblicksempfindungen treten, die wir sonst nie mit solcher Deutlichkeit wahrnehmen. So erzählt man, daß Indianer, die, von feindlichen Stämmen gefangen, ihrer Todesmarter entgegensehen, zum Schlafen ihr Gesicht verhüllen, auf daß ihre Feinde, wenn Träume voll Todesbangen sie ängstigen, weder Schmerz noch Angst auf ihren schlafenden Gesichtern lesen sollten. Ich selbst sah einst, so erzählt in einer Besprechung dieses Gegenstandes ein Fachgelehrter, den Ausdruck ängstlicher Hilflosigkeit im Gesicht einer Schlafenden, der mich in den Zügen dieser anscheinend energischen Dame erstaunlich machte. Diese Beobachtung belehrte mich über ihre Energie, die nur angenommen war und keineswegs einen Grundzug ihres Wesens bildete.

Ist Liebe beleidigend?

Auf die obige Frage werden die meisten Menschen, zumal die Frauen, antworten: Das kommt ganz darauf an, wie sich die Liebe zu erkennen gibt. Und dagegen läßt sich wenig einwenden. Aber es ist dann nicht die Liebe an sich, sondern es sind die Formen ihrer Kundgebung, die als mögliche Träger einer Kränkung der geliebten Person angesehen werden. Die Frage, ob die einfache Tatsache oder Behauptung, daß ein Mann ein Weib liebt, für letzteres beleidigend sei, hat jüngst die römischen Gerichte beschäftigt, und die von ihnen gefällte Entscheidung verdient gewiß Beachtung; der Prozeß ist auch insofern von Interesse, als er zeigt, was einem Zeitungsmenschen in der Ausübung seines Berufs alles widerfahren kann. Der Tatbestand war folgender:

In Neapel hatte Ende 1912 ein Theaterunternehmer, Santaniello, der vielleicht richtiger Sataniello geheißen hätte, das Weite gesucht, weil seine Geschäfte nicht mehr ganz reinlich waren. Der Berichterstatter des römischen Giornale d'Italia meldete bei diesem Anlaß seinem Blatt, einer der Gründe für die Geldverlegenheiten des Santaniello sei, daß er närrisch verliebt in eine seiner Schauspielerinnen, Berta Nelson, gewesen sei und für sie mehr als 15,000 Lire ausgegeben habe. Darauf klagte die schöne Berta gegen die Zeitung auf Verleumdung unter Zulassung des Wahrheitsbeweises. Das römische Amtsgericht erkannte den verantwortlichen Redakteur und den Direktor des Giornale d'Italia als schuldig und verurteilte ersteren zu zehn Monaten Haft, und beide zusammen zu einer Geldentschädigung und in die Kosten des Verfahrens.

Da die Verurteilten hiergegen Berufung einlegten, hatte sich der römische Appellhof ebenfalls mit der Frage zu befassen, ob Liebe beleidigend sei, und entschied neuerdings folgendermaßen: Da die tatsächliche Behauptung des Giornale d'Italia nur auf den Santaniello geht, und nicht auf die Berta Nelson, so liegt keine Verleumdung dieser letzteren vor, und die Redakteure sind freizusprechen; jedoch ist die Mitteilung der Zeitung immerhin beleidigend für die Nelson gewesen, und der verantwortliche Redakteur wird daher zu einer Geldbuße von 100 Lire verurteilt; ebenso fallen ihm die Kosten zur Last.

Hexenverbrennungswahn.

Vor dem Straftribunal in Florenz standen vier Bauern aus dem Arnotal unter der schweren Anklage, eine Frau zu verbrennen versucht zu haben. Sie waren nämlich fest überzeugt gewesen, daß die mißgestaltete Faustina Lulli eine Hexe sei, die eine Bäuerin des Dörfchens Gravilla durch ihre Zauberkünste geblendet habe. Es hatte einmal zwischen den beiden Frauen einen Zank gegeben, in dessen Verlaufe die Bulli ausrief: „Gott möge Dich mit Blindheit schlagen!" und ein trauriger Zufall wollte es, daß die so verwünschte Frau wirklich blind wurde. Anstatt dies auf natürliche Ursachen zurückzuführen, schrieb man es der Zauberkunst der Hexe zu, und als die Bulli eines Tages an dem Hause der blinden Bäuerin vorüberging, wurde sie von deren Manne festgehalten und aufgefordert, den Zauber zu lösen. Wütend schrie die Blinde: „Du hast mich behext! Jetzt mußt Du mich wieder sehend machen!"

Vergeblich erwiderte die Bulli, daß sie an allem unschuldig sei und ihr beim besten Willen das Gesicht nicht wiedergeben könne. Der Gatte der Blinden schenkte ihr keinen Glauben und rief drei Nachbarn herbei. Die vier Männer hüllten die Hexe in ein Tuch und waren eben im Begriffe, sie in einen Backofen zu stecken, um sie zu verbrennen, als im letzten Augenblick das Schreien der Aermsten gehört wurde. So scheiterte der verbrecherische Plan der vier Bauern. Der Gerichtshof billigte ihnen den Milderungsgrund der geminderten Zurechnungsfähigkeit zu. So fiel die Strafe sehr mild aus. Sie wurden zu einer Kerkerstrafe von sechs Monaten verurteilt, trotzdem der öffentliche Ankläger das fünffache Strafausmaß verlangt hatte. Der Vorfall beweist eine traurige Zurückgebliebenheit von Leuten, die nicht etwa in einer weltabgelegenen Wildnis, sondern in der Nähe einer Großstadt wohnen.

— Wie immer. Eine junge Dame wird von einem Auto überfahren, glücklicherweise nur ungefährlich. Ein Schutzmann bemüht sich um die vor Schreck halb Ohnmächtige und hebt sie in eine schnell herbeigerufene Droschke.

„Ihre Adresse, Fräulein?"

„„Bitte postlagernd.""